

# Aus der Wunderwelt der Natur : unsere sechsbeinigen Freunde

Autor(en): **E.R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **45 (1941-1942)**

Heft 16

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671453>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Unsere sechsbeinigen Freunde

Nein, diesen Winter gehe ich nicht gern in den Keller. Die leeren Obsthürden schauen mich auch gar traurig und hungrig an. Wie arm sind wir doch, wenn wir keine richtige Obsternte einheimsen, wenn unsere Kinder nicht nach Herzenslust in den Apfelkorb langen dürfen. Der hinter uns liegende Sommer sollte uns darum eine Warnung sein. Diesmal allerdings nicht in wirtschaftlicher Hinsicht. Wir wollen heute nicht von Obstsorten reden und dergleichen schönen Dingen. Dagegen wollen wir einmal das Gewissen etwas schärfen, damit wir in Zukunft nicht mehr so in den Tag hinein reden.

Denken wir einmal darüber nach, warum wir so wenig Äpfel haben. Die Antwort ist schnell bei der Hand: der Frost hat sie zerstört. Ja, bis zu einem gewissen Grad stimmt das schon, aber doch nur halb. Auch ohne den Frost hätten wir nur eine sehr kleine Ernte bekommen, denn es fehlte an einem ganz andern Ort. Wir erinnern uns des kalten, nassen Wetters, das gerade zur Zeit der Baumblüte in vielen Landesteilen herrschte. Da streikten jene, die uns Obst hätten verschaffen sollen: die Bienen und die Hummeln und wie die sechsbeinigen Helfer alle heißen. Wie klein sind doch diese Tierchen, und wie abhängig sind wir von ihnen. Und nun haben sie uns ihre Herrschaft einmal fühlen lassen, uns, die wir von den mannigfachen Insektenarten so gern als „Geschmeiß“ reden, und die wir alle Hebel in Bewegung setzen, um sie zu vernichten. Gibt es ein kurz-sichtigeres Geschöpf als der Mensch? Wenn wir alle Gelehrten der Welt zusammenkommen ließen, sie brächten nicht einen einzigen Apfel fertig, nicht einmal einen Apfelstiel. Wir wollen also in Zukunft recht artig von den Sechsbeynern reden, und wenn auch sehr unangenehme Gesellen darunter sind, so wollen wir daran denken, daß es die Verwandten unserer nützlichsten Helfer sind.

Unserer nützlichsten Helfer? Jawohl! Wir sind allerdings sehr gewohnt, alle Insekten als lästiges Ungeziefer zu verdammen, mit Ausnahme der wenigen, die wir als besonders nützlich kennen, wie etwa die Bienen. Wir denken nicht daran, daß wir damit Tierchen beleidigen, die uns Zeit ihres Lebens still und unablässig dienen, obgleich wir wenig von ihnen wissen, und ihnen noch viel weniger dafür danken. Zahlen sollen für sie reden: Die Wissenschaft kennt bis jetzt mehr als eine halbe Million Insektenarten, und unter diesen sind kaum zweihundert, wahrscheinlich nicht einmal, ausgesprochene Schädlinge. Alle andern tun uns zumindest nicht weh, wenn sie nicht sogar unsere erklärten Freunde sind. Ja, aber wieso denn, fragt der Leser, ich habe doch nichts davon gesehen? Schon möglich. Das ist auch eines der wunderbaren Geheimnisse der Natur, in die die Menschen nur nach langem Forschen eindringen konnten. Schon die tägliche Erfahrung mit unsern Mitmenschen lehrt uns, daß das Leben eigentlich nichts ist als ein Fressen und Gefressenwerden. Bei den Tieren ist's nicht anders. Keine Insektenart, die nicht einer andern zur Nahrung diene. Ungezählte Insekten leben davon, daß sie andere Kerbtiere fressen, und damit das tun, was von unserm egoistischen Standpunkt das wichtigste ist: sie halten sie im Schach und verhindern sie daran, sich ins Maßlose zu vermehren. Wer hat nicht schon davon gehört, daß die Marienkäferchen Tausende und Abertausende von Blattläusen vertilgen, daß zarte Schlupfwespen die Kohlweißlingsraupen heimsuchen und durch ihre Larven leer fressen lassen? Eine große Gruppe schafft aber ganz im Verborgenen, das sind die Laufkäfer, die alles vertilgen, was ihnen an Lebendigem am Boden in die Quere kommt. Die Menschen erfinden immer neue Mittel, um der Insekten Herr zu werden. Wir wissen jetzt

aber, daß wir mit allen Giften und Spritzmitteln rettungslos verloren und schon längst durch die Insekten von der Erde vertilgt wären, hätten wir nicht die Millionen kleiner fleißiger Helfer im Kriege gegen die wenigen Schädlinge. Es ist keine Frage, daß uns die Insekten den Aufenthalt auf der Erde völlig unmöglich machen, ja uns sogar vernichten würden, hielten nicht ihresgleichen sie im Zaum. Eben ihresgleichen! Und dafür sollten wir dankbar sein, und nicht gedankenlos schimpfen.

Das ist, wenn man so will, nur ein mittelbarer Nutzen. Nun kommt aber der bereits erwähnte unmittelbare, der allerdings schon mehr ins Bewußtsein der Allgemeinheit eingedrungen ist: die Befruchtung der Obstbäume. Unsere leeren Obstgestelle sollten uns ohne weitere Worte darüber belehren. Aber nicht nur Früchte verdanken wir den Insekten, sondern auch, was unsere Erde schön und freundlich macht, die Blumen in ihrer Farbenpracht. Kaum eine Blume vermag sich zu versamen, wenn sie nicht von einem Insekt besucht wurde. Wie tristlos arm wäre aber die Welt, hätte sie keine Blumen, sondern nur Pflanzen, die der

Wind bestäubt, etwa Gräser und Nadelbäume. Auch die Erdgeschichte lehrt uns übrigens, daß es überhaupt erst Blütenpflanzen gibt, seitdem sich die Insekten fest niedergelassen haben. Besser kann man nicht beweisen, wie sehr die Blumen von ihren Befruchtern abhängen.

Und noch ein letztes. Heutzutage weiß jedes Schulkind, daß man die Regenwürmer, die man beim Graben im Garten findet, nicht töten soll, arbeiten sie uns doch das Erdreich um. Alle Regenwürmer miteinander leisten aber nicht einen Bruchteil dessen, was die unzähligen Bodeninsekten an Wühlarbeit fertig bringen, obgleich man nichts von ihnen weiß und nicht von ihnen spricht. Ja, noch mehr! Die Regenwürmer ziehen totes Laub und andere Pflanzenteile in den Boden, wo sie verfaulen und die Erde düngen. Die Bodeninsekten dagegen schaffen Tierleichen und tierische Abfälle unter die Erde, und aus ihnen bekommen die Pflanzen viel wichtigeren und wertvolleren Dünger als aus den Pflanzenresten.

Zum Schluß: Wir wollen, wie den Menschen, auch den Tieren gegenüber sehr, sehr vorsichtig sein im Urteilen und Verdammen! Dr. E. R.

## **Ein Schmarotzer, der seinem Wirt die Nahrung aus dem Munde stiehlt**

Überall in Feldern, Wiesen und Wäldern, sogar im Bereich der Städte, findet man die Kolonien der Schwarzen Wegameise (*Lasius niger*), die durch ihr eigenartiges Verhältnis zu den Blattläusen bekannt ist. Noch viel eigenartiger aber sind die Beziehungen, die die Milbe *Antenophorus* zur Schwarzen Wegameise unterhält. Diese Milben sitzen meist auf der Unterseite des Ameisenkopfes, und zwar in der Weise, daß sie sich mit den drei hintern Beinpaaren festhalten, während sie die langen vordern Beine fühlertartig ausstrecken. Mit diesen Pseudofühlern streicheln und kitzeln sie

ihren Wirt an der Kehle so lange, bis dieser einen Tropfen Futtersaft herauswürgt, den der Parasit dann aufleckt. Diese Fütterung ist natürlich eine durchaus unfreiwillige, auf einem Reflex beruhende; denn nichts liegt der betreffenden Ameise weniger im Sinn, als ihren lebenden Maulkorb zu füttern. Im Gegenteil, sie macht oft verzweifelte Anstrengungen, diesen unverschämten Kerl abzustreifen, ohne aber damit Erfolg zu haben, da er sich viel zu fest an sein Opfer anklammert (nach Reinhardt).